

Einleitung

Die vorliegende Studie lässt sich als Darstellung und kritische Kommentierung philosophischer Positionen lesen, die in unterschiedlicher Weise das formalschriftliche Zeichen thematisieren. Unter dieser Bezeichnung sollen schriftliche Symbole und Symbolsysteme verstanden werden, die für den Aufbau logischer, mathematischer und ähnlicher Notationen verwendet werden. In die philosophische Diskussion wurden derartige Symbolsysteme unter der Bezeichnung »typographische Schriften« eingeführt und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Mathematik herausgearbeitet. Ludwig Wittgenstein, so ließe sich die Argumentationslinie fortführen, setzt in seinem *Tractatus logico-philosophicus* die Visualität dieses Zeichentypus' gezielt ein, um mit der Formulierung formaler Begriffe eine Lösung für das Problem der Selbstreflexivität von Aussagen zu formulieren. Und Nelson Goodman behandelt logische Symbole als Inskriptionen, als singuläre graphische Marken, über die er eine nominalistische Syntax aufbaut, welche die Grundlage seines konstruktionalen Beschreibungssystems in *The Structure of Appearance* darstellt. Allein Jacques Derrida, mit dessen Schriftphilosophie sich das zweite Kapitel dieses Buches auseinander setzt, fällt aus diesem Argumentationsschema heraus: Derrida hat sich an keiner Stelle seines Werkes mit jenem Typus graphisch-schriftlicher Zeichen beschäftigt, die für den Aufbau formaler Systeme benötigt werden. Lediglich in einem Unterkapitel der *Grammatologie* (Derrida 1990: 132 ff.) geht er auf die im 17. Jahrhundert prominent gewordene Idee einer Universalschrift oder *grammatica universalis* ein. Seine Diskussion der unterschiedlichen Konzeptionen dieser Idee bei Descartes und Leibniz konzentriert sich auf den Nachweis, dass diese einem doppelten, theologischen und chinesischen, Vorurteil unterliegen. Sie folgen dem „Mythos einer ursprünglichen und natürlichen, von Gott gegebenen Schrift“ (ebd.: 133) und orientieren sich an einer Vorstellung von der chinesischen Schrift, die diese als das ausgezeichnete „Modell philosophischer und damit der Geschichte entzogener Sprache“ auffasst. Derridas Argumentation konzentriert sich also auf den Nachweis, dass auch die *lingua characteristic*, obwohl es sich bei ihr um einen nicht-

phonetischen Schrifttypus handelt, von jenem Logozentrismus geprägt ist, den er für die gesamte Tradition der griechisch-okzidentalen Metaphysik konstatiert (ebd.: 140). Wenn Derridas schriftphilosophische Arbeiten somit für die Diskussion typographischer Schriften nichts beitragen, so dient das Vorhandensein eines eigenen Kapitels zu Derrida einem anderen Zweck: In ihm soll der Frage nachgegangen werden, was es überhaupt bedeutet, ein Zeichensystem, in diesem Fall formale oder typographische Schriften, in der Philosophie als Medium zu thematisieren. Dieser letzte Aspekt verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil in der aktuellen philosophischen Diskussion weder die Bedeutung des Ausdrucks »Medium« geklärt ist noch Einigkeit darin besteht, was unter dem theoretischen Unterfangen einer Medienphilosophie überhaupt zu verstehen ist. Übereinstimmung besteht nur darüber, dass Medien auch in der Philosophie nicht vernachlässigt werden dürfen und dass die Philosophie einen unverzichtbaren Beitrag zur allgemeinen Diskussion leisten kann.

Zu den terminologischen Defiziten, die in der momentanen Diskussion zu beobachten sind, hat Lambert Wiesing jüngst bemerkt, dass es leichter zu bestimmen sei, was kein Medium ist, als Kriterien festzulegen, nach denen Gegenstände als Medien zu identifizieren wären. Die Theorieabhängigkeit der jeweils verwendeten Medienbegriffe habe zur Folge, dass beinahe alles als Medium gelten kann. Begriffstheoretisch lässt sich der Sachverhalt so formulieren: Eine nicht eindeutig eingegrenzte Intension des Begriffs hat eine in die Beliebigkeit zu gleiten drohende Extension zur Folge. „In der Tat scheint die Situation derart zu sein, daß die Medienwissenschaft zwar von ausgesprochen vielen, aber doch zumindest gleichermaßen weiten, ja teilweise sogar entgrenzten Medienbegriffen bestimmt ist – von Medienbegriffen, die sich vom alltäglichen Verständnis des Mediums als Kommunikationsmittel bedenklich entfernt haben.“ (Wiesing 2005: 149) Die von Wiesing konstatierte Entgrenzung der Bedeutung des Medienbegriffs muss dabei, paradoxerweise, nicht in Widerspruch stehen zu willkürlichen Bedeutungseinschränkungen: „[...] der Begriff bezeichnet oft nur elektronische Medien, gelegentlich wird er gar ganz auf das Feld des Leitmediums Fernsehen in allen seinen neuen technischen Facetten eingeeengt.“ (Wiegerling 1998: 6) Eine andere Bedeutung konzentriert sich vorrangig auf die Dimension der materiellen, physischen Trägersubstanzen. (Vgl. Sachs-Hombach 2003: 220; Schwemmer 1997: 49)

Während sich derartige Überlegungen ausschließlich auf der semantischen Ebene bewegen, weist die konstatierte Vagheit des Medienbegriffs aber noch in andere Richtungen. So hat Stefan Hoffmann aus begriffsgeschichtlicher Perspektive festgestellt, dass „Veränderungen in den fachsprachlichen Semantiken ihre Ursache vor allem in der wissenschaftlichen Arbeit am Begriff [haben] [...] Für das Wort *Medium* gilt das heute in besonderem Maße: Es ist ein Terminus in verschiedenen Wissenschaften und es ist gleichzeitig ein schillerndes Wort der Umgangssprache. Wer am Begriff *Medium* arbeiten will, muß diesen Umstand berücksichtigen.“ (Hoffmann 2002: 11)

Konrad Ehlich hat für den Sachverhalt eines die Fachgrenzen übergreifenden Begriffs, der zugleich in den jeweiligen Fachterminologien über einen festen Platz verfügt, die Formulierung »wissenschaftliche Alltagssprache« eingeführt:

„Die Formulierung ‚wissenschaftliche Alltagssprache‘ scheint paradox zu sein: Die Qualifizierung einer Varietät von Wissenschaftssprache als Alltagssprache scheint gerade der Opposition zu widersprechen, die dem Reden von Wissenschaftssprache zugrundeliegt. Insofern mag sie als unangemessen erscheinen. Wissenschaftssprache unterscheidet sich ja gerade dadurch von der alltäglichen Sprache, daß sie – insbesondere in ihren lexikalischen Elementen – grundlegende Bestimmungen aufgegeben hat, die die alltägliche Sprache kennzeichnen: deren Vagheit einerseits, andererseits aber auch ihre Flexibilität und schließlich eine weitgehende Undurchsichtigkeit der kommunikativen Strukturen im Prozeß ihrer Aktualisierung [...]

Im Gedanken der alltäglichen Wissenschaftssprache wird [...] die wissenschaftliche Kommunikation als eine spezifisch sprachliche Veranstaltung ernstgenommen. Sie hat teil an jenen in der Terminologiebildung eliminierten Kennzeichen alltäglicher Kommunikation, die für deren Gelingen offenbar unabdingbar sind. Für die Wissenschaftssprache bedeutet dies, daß in ihr drei Aspekte ungeschieden ineinander liegen, die auch sprachanalytisch schwer zu unterscheiden sind: Elemente der alltäglichen Sprache, Elemente der alltäglichen Wissenschaftssprache und terminologische Elemente.“ (Ehlich 1996: 954, Sp. 1 f.)

So scheint die Notwendigkeit, die Bedeutung des Ausdrucks »Medium« festzulegen, ein Desiderat innerhalb der einzelnen Fach- und Theoriekontexte darzustellen, in denen er Verwendung findet. Zugleich deutet die Vagheit des Ausdrucks darauf hin, dass es sich bei »Medium« um einen die Grenzen der einzelnen Fachdisziplinen übergreifenden Terminus handelt. Eine weitere Dimension fügt Christoph Hubig hinzu, wenn er, im Anschluss an Josef König, den Ausdruck »Medium« als absolute Metapher bestimmt:

„[...] die Rede von der absoluten Metapher [zielt] auf eine unersetzbare Größe. Es ist hiermit ein unbedingter Anfang gemeint als Anfang eines Denkens, dessen ›Trieb‹ darauf geht, die Wurzeln seines Vorstellens zu erhellen, ohne diesem Vorstellen bereits zu erliegen [...] Solche Metaphern sind zwar zu explizieren, aber nicht auf dem Wege einer Rekonstruktion (sozusagen als Auffüllung mit begrifflichen Inhalten), sondern auf dem Wege des Aufzeigens von Teilaspekten der Wirkung dieser Formierung und ihrer Rückführung auf eine unterstellte Absolutheit ihres Ursprungs.“ (Hubig 2003: 190)

Feststellen lässt sich somit, dass der Ausdruck »Medium« auf drei von einander zu unterscheidende Ebenen oder Dimensionen verweist. Erstens handelt es sich bei ihm um einen Begriff im engen Sinn, von dem gefordert wird, dass er eindeutige Begriffsmerkmale aufweist, nach denen Objekte als Medien klassifiziert werden können und über die sich die Extension des Begriffs begrenzen lässt. Zweitens wird deutlich, dass der Medienbegriff historisch einem Bedeutungswandel unterzogen war, der in die augenblickliche Verwendung unter Um-

ständen hineinspielen kann. Die aktuell zu beobachtende Vieldeutigkeit des Begriffs ist aber weniger diesem begriffsgeschichtlichen Faktum zuzuschreiben; sie ist vielmehr der Tatsache geschuldet, dass es sich bei »Medium« um einen Diskurse stiftenden Grundbegriff handelt, der eine Fächer übergreifende Orientierung anzeigt. Drittens markiert der Ausdruck eine Dimension, die sich der begrifflichen Bestimmung überhaupt entzieht: Medium wird hier verstanden als eine vorausliegende Größe, die sich begrifflich nicht bestimmen, wohl aber in der Reflexion erschließen lässt.

Die Äquivalente für diese unterschiedlichen Bedeutungsebenen lassen sich in der Diskussion der Frage danach, was als Aufgabe und Untersuchungsgegenstand einer Medienphilosophie anzusehen wäre, wiederfinden. Dabei überwiegt zunächst die Konstatierung des inter- oder transdisziplinären Charakters. So verorten Christian Filk, Sven Grampp und Kay Kirchmann Medienphilosophie an der Schnittstelle von medienwissenschaftlichen Forschungen und philosophischer Analyse:

„Die verstärkt seit Mitte der 1990er Jahre virulente Intonierung einer ‚Medienphilosophie‘ nimmt sich [...] als heteronomes Diskursgefüge aus, das nicht nur seiner diskursiven und wissenschaftshistorischen, sondern letztlich sogar seiner disziplinären Einordnung noch harrt. Denn tatsächlich ist die Zuordnung der ‚Medienphilosophie‘ zu eher medienwissenschaftlichen oder eher philosophischen Geltungsbereichen keineswegs eindeutig. Zwar ist einerseits zu konzedieren, dass ‚Medienphilosophie‘ *grosso modo* durch Vertreter der kurrenten Medien- und Kulturwissenschaften initiiert und intensiviert wurde, doch steht andererseits einer allzu planen Zuschreibung des Phänomens unter die Ausdifferenzierungstendenzen der selbst ja noch jungen akademischen Medienwissenschaft(en) zuvorderst das Selbstverständnis der meisten der als ‚Medienphilosophie‘ klassifizierten Beiträge als eines dezidierten *Interdiskurses* zwischen den beiden genannten Disziplinen entgegen.“ (Filk/Grampp/Kirchmann 2004: 39 f.)

Aus dieser Verortung ergibt sich für die Autoren die folgende doppelte Fragestellung:

„Zu fragen wäre nämlich auf der einen Seite, inwieweit ‚Medienphilosophie‘ ein neues (Inter-)Paradigma ist, welches – über die kanonisierten Methodiken der Medienwissenschaft hinausgehend – dieser neue Erkenntnisfelder und -instrumente zuzuführen imstande ist. Zu fragen wäre auf der anderen Seite, inwieweit ‚Medienphilosophie‘ der Philosophie einen neuen, bislang womöglich vernachlässigten Gegenstandsbereich erschließt, und inwieweit dieser – gegebenenfalls – eine (und sei es nur partielle) Neuverortung der Philosophie selbst nach sich zieht.“ (Ebd.: 40)

Während diese Diagnose den inter- und transdisziplinären Charakter von Medienphilosophie hervorhebt, führt Josef Rauscher die Unterscheidung zwischen Medien als Untersuchungsgegenstand einer Medienphilosophie und Medialität in die Diskussion ein. Für den ersten Bereich gilt:

„Die Definition eines ausgezeichneten Begriffs ›Medium‹ für eine Philosophie der Medien ist ein Versuch, aus dem allumfassenden Bereich des Medialen jene Teilbereiche auszuzeichnen, in denen es gemeinsame Fragestellungen einer Wissenschaft gibt. Wenn solche Einschränkung gelingt, werden einerseits systematische Untersuchungen einzelner Medien hinsichtlich gemeinsamer Parameter möglich, andererseits sollen und müssen jedoch jene Veränderungen des Menschen- und Weltbilds, die sich aus der Entwicklung neuer Medien als bestimmter Formate ergeben, wiederum unter der generellen Perspektive der Medialität betrachtet werden.“ (Ebd.: 31 f.)

Unter Medialität sind dagegen „allgemeine Grundstrukturen der Ausformung von Vermittlung“ zu verstehen. (Ebd.: 31) Auf der Grundlage dieser Unterscheidung zwischen Einzelmedien und Medialität lässt sich die Aufgabe von Medienphilosophie in zweifacher Weise bestimmen: Sie habe im Sinn einer Philosophie der Medien das Feld der konkreten Medien zu bestimmen; hieraus resultiere zugleich eine Reflexion auf die Strukturen der durch diese Medien bestimmten allgemeinen Medialität: „Das Grundproblem der Medienphilosophie als einer Philosophie der Medien ist also, vom reinen Begriff des Mediums in seinen verschiedenen Schattierungen zu einer Auswahl der Medien zu gelangen, die für eine Philosophie der Medien interessant sind. Gleichzeitig führt die Reflexion der gesellschaftlichen Auswirkungen der so bestimmten Medien zurück zu Fragen der Medialität im Allgemeinen.“ (Ebd.: 38) Medienphilosophie sei somit sowohl Theorie der Medien als auch Reflexion von Medialität.

Während hiermit unterschieden wird zwischen einer gegenständlichen Dimension von Medien im Sinne einer Klasse von Artefakten, von der die Formulierung „die Medien“ zeugt, und Dimensionen allgemeiner Medialität, die durch die einzelnen Medien bestimmt wird, betont Martin Seel, dass Medienphilosophie keinen eigenen Gegenstandsbereich habe. Der Beitrag der Medienphilosophie zur Philosophie bestehe in einem veränderten Blick:

„Dieser Blick gilt der Medialität menschlicher Verhältnisse, mit besonderer Berücksichtigung der technischen Kommunikationsmedien und ihrer rasanten Evolution. Im Zuge dieser Evolution ist unübersehbar geworden, wie sehr die historisch-kulturelle Wirklichkeit von medialen Operationen geprägt ist. Dies aber sind Veränderungen, die in jedem Bereich der Philosophie eine neuerliche Reflexion verlangen – in der theoretischen Philosophie nicht weniger als in der praktischen und in der Ästhetik sowieso.“ (Seel 2003: 10)

Auch Stefan Münker vertritt die Auffassung, Medienphilosophie habe es nicht mit Medien als einem eigenständigen Objekttypus zu tun:

„Medienphilosophie hat es nicht *primär* mit Medien zu tun – denn der Gegenstand der Medienphilosophie sind nicht die Medien *selber*, sondern (gewiss: sowohl durch Medien evozierte als auch wiederum medial artikulierte) philosophische Probleme. Zum philosophischen Problem [...] werden Medien genau dann, wenn ihre Verbreitung und Verwendung unser Selbst- und Wertverhältnis insofern verändert, als sie auf signi-

fikante Weise die für dieses Verhältnis zu uns selbst und zu der uns umgebenden Welt grundlegende Ideen und Begriffe tangiert.“ (Münker 2003: 19)

Demgegenüber fasst Reinhard Margreiter Medienphilosophie als eine entscheidende Transformation des Feldes der klassischen Philosophie auf:

„Meine These lautet: Medienphilosophie kann als eine Art kultureller Grundlagendiskurs betrachtet werden – und damit als zeitgemäße Gestalt einer ›prima philosophia‹. Darunter ist jedoch keine Fundamentaldisziplin zu verstehen, keine Grund- oder Dachwissenschaft, die alles weitere Wissen reglementieren möchte. Gemeint ist vielmehr der Diskurs einer – un abgeschlossenen und un abschließbaren – Auseinandersetzung mit einem Kernbereich kritischer Fragen, die alles weitere Wissen als dessen mögliche Selbstklärung und Korrektur begleiten. Philosophie, so verstanden, stellt also nicht eine letzte Begründungs- und Entscheidungsinstanz für wissenschaftliches und lebensweltliches Wissen dar, sondern ist bloß dessen komplementäre Gestalt und fragende, problematisierende Begleitung.“ (Margreiter 2003: 151)

Einerseits, so Margreiter, sei Philosophie schon immer auf den Begriff des Mediums bezogen, selbst wenn dieser nicht zum traditionellen Vokabular der Philosophie gehöre; andererseits führten erst die so genannten Neuen Medien die Dringlichkeit einer philosophischen Reflexion von Medien vor.

In einem neueren Beitrag zum Thema unterstreicht Margreiter noch einmal die grundlegende Bedeutung der philosophischen Medienreflexion, indem er den Begriff des Seins mit jenem der Medialität gleichsetzt:

„Zentrales Motiv der philosophischen Tradition ist [...] das Problem des ‚Seins‘. Sein ist ein *Relationsbegriff*, der die Dimensionen Wirklichkeit, Denken und Handeln komprimiert und kurzschließt, jedoch andererseits die Ausdifferenzierung in Disziplinen wie Ontologie, Logik, Ethik usw. erlaubt. Die Disziplinen bleiben aber an den Grundbegriff des Seins – d. h. an dessen Relationalität [...] – rückgebunden, wobei diese Rückbindung stets neu zu erinnern bzw. herzustellen ist. Das ‚Grundverhältnis‘ erfährt im Verlauf der Philosophiegeschichte eine Reihe von Reaktualisierungen und Reformulierungen [...] So handelt es sich beim Vernunft- und Geistbegriff um eine epochale Entdeckung der Griechen [...] Der ‚linguistic turn‘ transformierte den Geistbegriff in die *Sprache*, während ihn der ‚semiotic turn‘ auf die Ebene der *Zeichen/Symbole* verlagerte. Der – heute in Ansätzen beobachtbare – ‚media turn‘ schließlich setzt Sein mit *Medialität* gleich.“ (Margreiter 2005: 240 f.)

Während Margreiter den transformatorischen Charakter von Medienphilosophie betont, dringt Mike Sandbothe mit großer Vehemenz darauf, dass es sich bei Medienphilosophie um ein theoretisches Unterfangen handelt, „das die Etablierung der neuen Disziplin mit einer kritischen Inventur des philosophischen Themenkanons verbindet, aus der sich zugleich ein stärker transdisziplinär ausgerichtetes Forschungsdesign ergibt.“ (Sandbothe 2003: 185 f.) Sandbothe plädiert für eine pragmatische Medienphilosophie, deren Forschungsanliegen zusätzlich zu den etablierten Fragen des Faches im Folgenden besteht:

„[...] die pragmatische Medienphilosophie [verfährt] zusätzlich so, dass sie den Gesamtzusammenhang der sinnlichen, semiotischen und technischen Medien als kulturellen Handlungsraum interpretiert, von dem her die Entstehung und die mögliche Lösung und/oder Auflösung bestimmter philosophischer Fundamentalfragen zu verstehen ist. Insofern ordnet sie die Medien der Philosophie und ihren Grundfragen nicht nur begriffslologisch als ein entweder ahistorisch oder historisch zu interpretierendes Apriori vor, sondern darüber hinaus auch genetisch in dem Sinn, dass sie überprüft, inwiefern die Etablierung der modernen Fachphilosophie und ihrer Grundprobleme ein Phänomen ist, das mit der Ausbreitung bestimmter Nutzungsformen des technischen Verbreitungsmediums des Buchdrucks und der damit verbundenen Kommunikations- und Wahrnehmungsmedien in engem Zusammenhang steht.“ (Ebd.: 192)

Gegenüber dieser pragmatischen Bestimmung hebt Sandbothe in seiner Einleitung zu dem von ihm mitherausgegebenen Handbuch *Systematische Medienphilosophie* einen gemeinsamen inhaltlichen Schwerpunkt hervor, der sich mittlerweile für das medienphilosophische Interesse konstatieren lässt: „Die Gemeinsamkeit besteht darin, dass [...] aus der Perspektive der [...] jeweils vertretenen Fächer und mit Blick auf die leitende Frage nach den Medien das Verhältnis des Argumentativen zum Nichtargumentativen, des Darstellbaren zum Undarstellbaren, des Kontextsensiblen zum Kontextfreien thematisier[t] wird [...]“ (Sandbothe 2005: XIII)

Die vorliegende Untersuchung versteht sich als ein dezidiert philosophischer Beitrag zum theoretischen Projekt »Medienphilosophie«. Es knüpft an die hier cursorisch vorgestellten Charakterisierungen dieses Projekts in dreifacher Weise an. Betont wird zunächst der inter- und transdisziplinäre Charakter, der für die Philosophie die Verpflichtung enthält, den Forschungsstand, der für das jeweils behandelte Medium gilt, anzueignen. Bereits aus diesem Erfordernis ergibt sich der innovative Charakter einer derartigen Medienphilosophie, weil sie die kritische Überprüfung und Aktualisierung gängiger Konzepte zur Folge hat. In der vorliegenden Untersuchung geschieht dies durch die schriftgeschichtliche und schrifttheoretische Absicherung des exemplarisch behandelten Schrifttypus‘.

Zweitens wird davon ausgegangen, dass die Berücksichtigung einzelner Medien im philosophischen Kontext dafür sensibilisieren kann, dass und inwiefern philosophische Argumentationen und Denkformen von der Existenz eines bestimmten Mediums abhängen, mithin medienfundiert sind. Einen derartigen Nachweis liefert Teil II dieses Buches.

Schließlich wird die bereits eingeführte Unterscheidung zwischen Medien und Medialität weiter ausdifferenziert. Dies geschieht in der Absicht, in die Debatte um Medien und Medienphilosophie einen eigenständigen, genuin philosophischen Begriff des Mediums einzuführen. Der vorgeschlagene Medienbegriff unterscheidet dabei zwischen Mittel/Medien in ihrer gegenständlichen Di-

mension, als im weitesten Sinne technische Artefakte bzw. technische Apparate,¹ und Medien im Sinn des medialen Charakters derartiger Artefakte, worunter das mit den vorhandenen Medien-Mitteln gegebene Potenzial, die mit ihnen gegebenen Möglichkeiten verstanden werden. »Medialität« bezeichnet dann, drittens, eine vorausliegende Struktur, die bedingt ist durch die jeweils vorhandenen Medienpotenziale und zugleich deren Einsatz erst ermöglicht. Aus den genannten drei Dimensionen, die der Ausdruck »Medium« umfasst, ergibt sich, dass Medialität, in dem hier skizzierten Sinn, sich nicht begrifflich bestimmen, wohl aber reflexiv erschließen lässt. Diese Erschließung kann nur exemplarisch geschehen, über und durch die Thematisierung eines einzelnen oder mehrerer Medien in der ersten Bedeutung des Wortes.

Bei dem hierfür ausgewählten Medium handelt es sich um typographische bzw., wie sie später in der Arbeit bezeichnet werden, formale Schriften. Diese Wahl lässt sich zunächst mit dem kontraintuitiven Charakter dieser Schriften begründen, ihrer Sprachfreiheit, oder, anders formuliert, mit der Tatsache, dass diese Schriften nicht zur Verschriftung gesprochener Sprache herangezogen werden. Ermöglicht wird über dieses Merkmal, sich von einem naiven, unreflektierten Verständnis von Schrift zu lösen, das nur die Dimension der verschrifteten Sprache in den Blick bekommt. Zugleich ergibt sich die Anknüpfung an neuere schrifttheoretische Überlegungen. Darüber hinaus erschließen sich mit typographischen Schriften die Bereiche der philosophischen Logik und der analytischen Philosophie, die von medienphilosophischen Analysen bisher kaum berücksichtigt wurden.²

Entsprechend dem Aufbau der Argumentation gliedert sich das Buch in zwei Teile. Der erste widmet sich der schrittweisen Ausarbeitung der medien- und medialitätsphilosophischen Grundlagen, die zu den oben vorgestellten Differenzierungen in der Konzeption von Medien und Medialität führen. Dies geschieht in der Auseinandersetzung mit dem Ansatz von Sybille Krämer sowie mit den schriftphilosophischen Texten Jacques Derridas. Im zweiten Teil werden diese Grundlagen auf die Positionen Ludwig Wittgensteins und Nelson Goodmans angewandt und um jene Spezifika erweitert, die die philosophische Logik zum medienphilosophischen Projekt beizutragen hat. Kapitel I.1 stellt das für die Untersuchung ausgewählte exemplarische Medium der typographischen Schrift vor. Dieser Schrifttypus wurde zuerst von Sybille Krämer in die philosophische Dis-

1 Deutlich wird, dass damit Ausdrucksmedien wie der Leib oder die menschliche Stimme zunächst nicht unter den hier vorgeschlagenen Medienbegriff subsumiert werden können. Wie die Überlegungen Christoph Hubigs zum Medium als absoluter Metapher zeigen, sind leibliche und performative Dimensionen dennoch problemlos in die Tradition der philosophischen Medienbegriffe einzuordnen. Vgl. Hubig 2003.

2 Die Begriffsschrift Freges wird von Frank Hartmanns Studie *Medienphilosophie* (Hartmann 2000) behandelt. Allerdings konzentriert sich Hartmann nur auf die von Frege eingeführte Zeichen, 'sprache' und belässt es somit bei einer bloßen Reflexion auf das Mittel.

kussion eingeführt. Aufgewiesen wird die philosophische Relevanz typographischer Schriften, die die notwendige Voraussetzung für den Aufbau formaler Systeme darstellen. Gezeigt werden soll, inwiefern das Konzept der typographischen Schrift durch den Stand der schrifthistorischen Forschung gestützt wird; aufgewiesen wird ebenso, dass das charakteristische Merkmal der Sprachfreiheit sich auf Schrift im Allgemeinen ausweiten lässt und damit überführt zu einem zeitgemäßen Verständnis von Schrift.

Der von Krämer entwickelte medienphilosophische Ansatz verdient darüber hinaus Aufmerksamkeit, da er stellvertretend für die aktuelle medientheoretische Debatte das charakteristische Defizit aufweist, Medien vorrangig gegenständlich aufzufassen, während der mediale Charakter von Medien, ihre Dimension als Ermöglichungsbedingungen, systematisch dagegen nicht präzise erfasst wird. Herausgearbeitet werden in diesem Zusammenhang die bereits erwähnten terminologischen Differenzierungen; darüber hinaus wird aufgewiesen, dass graphische Mittel erst in Verbindung mit den methodischen Verfahren ihres Einsatzes zu Medien werden.

Das Kapitel I.2 entwickelt in der Auseinandersetzung mit den frühen, schriftphilosophischen Arbeiten Jacques Derridas unterschiedliche Dimensionen des Mediums und der Medialität. In ihm erhalten die im ersten Kapitel eingeführten terminologischen Unterscheidungen eine systematische Ausarbeitung. Derrida wird somit weniger als Theoretiker der Schrift, vielmehr als Philosoph der Medialität gelesen. Die Thematik des Mediums und der Medialität, so die These, stellt ein zentrales Motiv der frühen Texte des Autors dar, das die Grundlage dafür schafft, der Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von (philosophischer) Sprache und Schrift nachzugehen. Derrida hat Schrift folglich weniger als Medium im Sinne der Medienwissenschaften aufgefasst, sondern unter dem Gesichtspunkt des mit ihr gegebenen Potenzials.

Während der erste Teil des Buches vor allem die medienphilosophischen Grundlagen der vorliegenden Untersuchung entwickelt, widmet sich der zweite Teil zwei prominenten formalen Theorien: dem *Tractatus logico-philosophicus* Ludwig Wittgensteins und Nelson Goodmans formalen Systemen. Aufgezeigt wird, in welcher unterschiedlicher Weise das Medium der typographischen Schrift von beiden Autoren thematisiert und reflektiert wird, zu welchen unterschiedlichen Konsequenzen der jeweilige Reflexionsmodus führt und in welcher Hinsicht Kalküle als Medien zu bestimmen sind.

Das Kapitel II.1 weist in einer typischen medienphilosophischen Geste die Unverzichtbarkeit typographischer Schriften für Wittgensteins Lösung des Problems der Selbstreflexivität von Sätzen nach. In einer detaillierten Analyse von Satz 4.126 des *Tractatus logico-philosophicus* wird entwickelt, dass Wittgenstein bei der theoretischen Formulierung formaler Begriffe auf die Stabilität und Visualität typographischer Zeichen zurückgreift. Damit kommt er zu Neuformulierungen des Satzes und des Satzzeichens, aus denen resultiert, dass der logische Satz

selbst als ein Medium verstanden werden muss, als Indikator eines möglichen Sinns.

Wittgensteins Bestimmung formaler Begriffe weist voraus auf Entwicklungen in der Logik des 20. Jahrhunderts. Für diese steht in Kapitel II.2 die Philosophie Nelson Goodmans. In ihr nehmen Inskriptionen, als singuläre, graphische Marken, eine grundlegende Stellung beim Aufbau eines nominalistischen mereologischen Systems ein. Die Diskussion der unterschiedlichen Formulierungen des Terminus »Inskription« führt zu dem Ergebnis, dass dieser Terminus bei Goodman nicht schrift- und medientheoretisch motiviert ist. Vielmehr ist er mit weitreichenden, nicht-trivialen formalontologischen Annahmen verbunden.

Mit diesem Resultat erschließt die Untersuchung der medienphilosophischen Reflexion auf graphisch-schriftliche Zeichen einen neuen Bereich, den der formalen Ontologie. Goodmans Formulierung von Inskriptionen kann nicht als Reflexion auf verwendete graphische Mittel interpretiert werden; vielmehr stellt sie den Anfangspunkt dar für die Entwicklung einer nominalistischen Syntax, über die konstruktionalen Systeme aufgebaut werden können. Signifikanz erhalten Inskriptionen einerseits über die ihnen unterlegten Interpretationen, andererseits dadurch, dass sie die ontologische Struktur des Kalküls anzeigen. Sie sind nicht nur Hilfsmittel für den Aufbau von Kalkülen, sondern erhalten selbst den Status einer ontologischen Entität. Kalküle selbst haben in diesem Zusammenhang als Medien zu gelten, weil das mit ihnen entwickelte Beschreibungsmodell für einen wissenschaftlichen (Teil-)Bereich zugleich konstitutiv für diesen zu beschreibenden Gegenstandsbereich ist. Sie werden somit zu Instanzen eines möglichen Weltbezugs.

Ziel der Auseinandersetzung mit den Positionen Wittgensteins und Goodmans ist in diesem Zusammenhang der Nachweis, dass die Reflexion auf typographische (oder formalschriftliche) Zeichen konstitutiver Bestandteil wichtiger philosophisch-logischer Theorien des 20. Jahrhunderts ist. Es geht folglich nicht allein darum, die Medienabhängigkeit derartiger Theorien aufzuweisen; vielmehr wird hervorgehoben, dass in und mit diesen Theorien ein Reflexionsmodus auf die verwendeten Zeichen, »sprachen« vorliegt, der in der medienphilosophischen Diskussion bislang nicht zur Kenntnis genommen wurde.

Der Titel *Mit den Worten rechnen* nimmt Bezug auf die Charakterisierung der Verwendung typographischer bzw. formalschriftlicher Zeichen als bloßer Rechentechnik. Diese besteht in einem rein syntaktischen Zeichengebrauch, ohne Bezug auf die mögliche Interpretation der Zeichenausdrücke. Einem derartigen Verständnis gegenüber hat Frege immer wieder betont, wie wichtig es sei, bei der Entwicklung einer formalen Syntax, einer Begriffsschrift, semantische Differenzierungen zu berücksichtigen, die in den Ausdrücken der natürlichen Sprachen vorzufinden sind und logische Unterschiede bezeichnen. *Mit den Worten rechnen* kann somit in zweifacher Weise verstanden werden: zum einen als Absehen von jeder inhaltlichen Interpretation in den konkreten Rechenoperationen; zum ande-

ren als die Berücksichtigung logischer und begrifflicher Differenzierungen beim Aufbau formaler Systeme.

Das vorliegende Buch ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im August 2004 an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Stuttgart eingereicht wurde. Finanziell unterstützt wurde diese Arbeit durch ein zweijähriges Stipendium des Berliner Programms zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre.

Christoph Hubig hat in entscheidender Weise zum Gelingen dieser Untersuchung durch intensive Betreuung, ausführliche Diskussionen und seine konstruktive Kritik beigetragen. Christian Stetter danke ich für wertvolle Hinweise. Den Diskussionen mit Käthe Trettin verdanke ich wichtige Anregungen für die inhaltliche Orientierung. Sie hat außerdem den zweiten Teil des Buches hilfreich kommentiert.

Für fachliche Diskussion, aber auch für die kollegiale und freundschaftliche Unterstützung danke ich außerdem Sybille Krämer, Hilge Landweer, Heike Stange, Elke Uhl, Claus Baumann, Matthias Neumann und Johannes Reidel; Gisela Bechen und Karl-Heinz Niedermeyer; Berta Rublé, Margot und Fritz Ramming; Mechthild Koreuber, Ingrid Strobusch und Bettina Ramming.

Kerstin Barndt hat mich begleitet mit der Stetigkeit ihrer Freundschaft und mit dem niemals abreißenden Gespräch zwischen uns. Roland und Charlotte Rublé trugen durch den gemeinsamen Alltag und durch ihr Verständnis zum Entstehen dieser Arbeit entscheidend bei.